

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 5 (1901-1902)
Heft: 10

Artikel: Ist die Arbeit ein Uebel?
Autor: Bleuler, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herr Ernst blickte nachdenklich zu seinem klugen Kinde auf und fragte, nicht ohne einen Ausdruck erneuter Hoffnung, ob es nicht vielleicht selbst diesen rechten Weg anzugeben wüßte.

„Nein, im Augenblicke noch nicht,“ erwiderte Mina; „aber so viel ist mir deutlich: was nur in stillen Stunden empfunden und in der Verschwiegenheit des Herzens bewahrt worden ist, darüber läßt sich's nicht auf offener Straße herumstreiten, wie um ein öffentliches, verbrieftes Stadtrecht; das muß wiederum nur in der Stille des Hauses gesucht und besprochen werden. Doch nun, Väterchen, Du bist müde; vielleicht wird Dir der richtige Weg im Traum gezeigt.“ (Schluß folgt.)

ist die Arbeit ein Uebel? *)

Von Prof. E. Bleuler, Zürich.

„Niemand liebt die Arbeit.“ „Ich selbst würde nicht arbeiten, wenn ich nicht müßte“ „Die Arbeit ist an und für sich ein Uebel“, so schreibt Boyd.

So falsch beim genaueren Zusehen jene Behauptungen sich erweisen — (durch mildernde Zusätze werden sie übrigens vom Verfasser selbst noch eingeschränkt) — so ist doch leicht verständlich, woher sie kommen. Es gibt wie andere Abnormitäten auch viele faule Menschen. Es ist auch Niemand immer gleich zur Arbeit aufgelegt; ein Jeder hat, wenn man so sagen will, seine faulen Stunden. Dann kommen die Schwierigkeiten, welche die spezifisch menschlichen Verhältnisse, namentlich die Kultur, den Menschen machen. Während die Arbeit der Tiere gewöhnlich nur in der Befriedigung des augenblicklichen Nahrungsbedürfnisses, manchmal auch noch in Verfertigung der Wohnung besteht, hat der Mensch für eine längere Zeit Fürsorge zu treffen. Bis ins Jünglingsalter — bei vielen Berufen noch über dieses hinaus — muß er lernen, das heißt, Arbeit verrichten, die ihm direkt keine Früchte und deswegen wenig momentanes Vergnügen bringt. Im erwachsenen Alter kann und muß ihn eine Arbeit nicht nur am gleichen Tage ernähren, sondern er muß Vorräte oder Ersparnisse ansammeln, um auch in schwierigen oder ganz verdienstlosen Zeiten sein Leben fristen oder seinem schwächeren Nächsten aufhelfen zu können u. dergl. Von den Tieren gehen durch den Mangel an Voraus-

*) Gegenbetrachtungen zu der Grundauffassung in Hamilton Boyds Plaudere über „Arbeit und Erholung“, Heft 6 und 7. Red.

sicht eine Menge zu Grunde, so daß nur so viel auf die Dauer bestehen können, als auch in schwierigen Zeiten Nahrung finden. In normalen Zeiten ist deswegen für sie Nahrung im Ueberfluß vorhanden und kann ohne viele Arbeit beschafft werden. Je voraussichtiger, je kultivierter eine Art, eine Rasse wird, um so mehr Individuen erhalten sich und um so schwieriger und arbeitsreicher wird der Kampf ums Dasein mit Ihresgleichen. Es wird also das zu leistende Quantum Arbeit mit der Kultur beständig etwas zunehmen und deshalb ein wenig das durchschnittliche Quantum, das immer erst durch das Bedürfnis geschaffen wird, übersteigen.

Durch die Kultur wird ferner Arbeit und Genuß, Arbeit und Spiel getrennt. In der frühen Kindheit ist beides noch beisammen. Das Kind spielt, das heißt, es macht sich eben die Arbeit, die seinem Alter angemessen ist, und führt sie aus, oft mit welchen Anstrengungen aller Kräfte! — Das jagende Tier hat sofort Genuß von seiner Tätigkeit; die angenehme Empfindung des sich sättigens muß schon mit dem Jagen, das heißt, mit der Arbeit direkt verbunden sein. Die Vorbereitung und Übung des Tieres zur Jagd kann bei ihm nicht durch die Eltern und den Lehrer erzwungen werden, es muß also den Trieb in sich haben und die Ausübung der Triebe ist mit einem angenehmen Gefühle verbunden, sonst würde das Geschöpf nicht nachgeben. So ist das Spiel des jungen Käzchens offenbar ein Vergnügen für das Tier, und wenn das Tier etwas älter geworden, gehen Jagd und Übung, Arbeit und Spiel unmerklich in einander über. Die gleiche Tätigkeit hat beide Bedeutungen und in beiden ihre Lustbetonung.

Diese Vorteile entbehrt der Kulturmensch. Es kann also in vielen Fällen seine Arbeit der angenehmen Gefühlsbetonung bar sein, ja sogar zu etwas Unangenehmem werden.

Darf man aber deshalb den Gedanken so allgemein ausdrücken, wie es Boyd tut? Gewiß nicht.

Alle Geschöpfe zeigen ein gewisses Vergnügen in der Betätigung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Beim Menschen, der nicht etwa eine Ausnahme macht, können wir das direkt nachweisen; bei Tieren erschließen wir es durch die Gefühlsäußerungen, die z. B. bei den höhern Säugetieren den Menschen recht verständlich vorkommen.

Allerdings sehen wir darin Unterschiede bei den verschiedenen Rassen. Völker, die ihre Nahrung verhältnismäßig leicht beschaffen können, haben natürlich weniger Trieb zur Arbeit, als diejenigen, welche mehr Schwierigkeiten haben, ihre Existenz der Natur abzurufen.

Im „Garten Europas“ spricht man vom „süßen Nichtstun“ mehr als im Norden. Aber gerade unsere germanische Rasse, für die Boyd schreibt, hat einen sehr starken inneren Trieb zur Arbeit, und es ist gewiß in erster Linie dieser Arbeitstrieb, der ihr ihre Ueberlegenheit verschafft hat und erhält. Es waren nicht nur Nahrungssorgen, die unsere Vorfahren von jeher in gefährliche und mühselige Abenteuer hinaustrieben, es war und ist die Lust an dieser „Arbeit“, welche die Expansionsfähigkeit unserer Rasse bedingt. Und eine Arbeit ist Kampf und Abenteuer bestehen, wenn auch eine andere, als das Feld zu bestellen oder Kleider und Schuhe zu machen. Sie ist von jeher die Arbeit der Stärkeren gewesen, derjenigen, welche auswählen können, der Herren. Es würde nichts nützen, die Schwachen in den Kampf zu schicken, sie würden zu Grunde gehen. Diese müssen deshalb die andere Arbeit übernehmen. Die Krieger haben aber nicht nur Freude am Kampf, sondern auch am Genießen. Sie wollen so viel als möglich genießen, und da sie die Stärkeren sind, können sie den Anderen die Früchte ihrer Arbeit wegnehmen, diejenigen, welche das Feld bebauen, Kleider verfertigen, kochen, werden als die Schwächeren ausgebeutet. Um sich dennoch zu erhalten, müssen sie mehr arbeiten als ihnen eigentlich zukäme, und so wird die Arbeit für sie zu etwas Unangenehmen, zu einem Uebel, nicht weil sie „an sich ein Uebel ist“, sondern weil diese Leute zu viel arbeiten müssen, und weil sie die Früchte ihrer Arbeit nicht genießen können. Es kommt noch hinzu, daß diese Arbeit natürlich als die weniger edle gilt, weil sie von den Schwächeren, Ausgesogenen geleistet wird, sie hat also dazu noch eine gewisse Verachtung der Herrschenden zu tragen. Daß unter diesen Umständen das Vergnügen daran sehr eingeschränkt sein muß, ist selbstverständlich.

In der beschriebenen Lage sind die Frauen bei vielen, namentlich wilden Völkerstämmen, dann die dienenden Klassen bei denen, wo Klassen-gegensätze vorhanden sind.

In unsern modernen Staaten ist die geistige Arbeit an die Stelle des kriegerischen Kampfes getreten. In den Krieg müssen alle ziehen, die dazu brauchbar sind, sozusagen alle empfinden ihn als ein Uebel und man vermeidet ihn möglichst. Sogar der Kampf zwischen den Rassen und Völkern ist in der Hauptsache ein geistiger geworden und in der Rivalität der Klassen ist die Körperkraft als Kampfmittel noch viel mehr zurückgetreten. Beim Militär, auf dem Arbeitsmarkte wird die Körperkraft der untern Stände geradezu in den Dienst der höheren Klassen gestellt, sie nützt diesen mehr als ihren Trägern selbst. Der hervorragende Geschäftsmann, der Börsenmann, der Politiker, der Schöpfer von zugkräftigen Geisteswerken, auch der schlaue Kriecher und Streber sind diejenigen Leute,

welche am meisten Früchte aus ihrer Arbeit ziehen und diese darum auch mit einem inneren Triebe verrichten. Eine solche Arbeit wird nicht als ein Uebel empfunden, wenn nicht etwa verzehrender Ehrgeiz ein zu viel verlangt.

Daß die schlechte Arbeit des Fabrikarbeiters mehr oder weniger als ein Uebel empfunden wird, hat übrigens noch einen besondern Grund: sie ist enorm einseitig. Beständig bei der Maschine stehen, immer die gleichen Bewegungen machen, ist das Gegenteil einer natürlichen Arbeit. Ein großer Teil der menschlichen Fähigkeiten wird dabei nicht geübt, Geist und Körper arbeiten nicht allseitig. Man kann sagen, daß das Unangenehme gerade in diesem Mangel an Arbeit liegt, worunter viele Organe des Gehirns und wie des übrigen Körpers zu leiden haben.

Beobachten wir ferner den Menschen in der Freiheit! Ueberall macht er sich Arbeit, wenn er keine hat. Viele reichen Bauern und Fabrikherren und Minister arbeiten mehr als der Durchschnittstagslöhner, der jeden schlecht benutzten Tag durch schlechtere Lebenshaltung bezahlen muß. Man nehme einen normalen Menschen irgendwoher und füttere ihn so gut man will, Sorge aber dafür, daß er nicht arbeiten kann: er wird sicher fortlaufen und die Arbeit suchen. Bei uns sind in den letzten Zeiten viele Bauern dadurch, daß sie ihr Land als Bauplätze verkaufen konnten, reich und zugleich arbeitslos geworden, sie fühlen sich unglücklich dabei. Es gibt genug Leute, denen der Sonntag ein unangenehmer Tag ist, weil sie da nicht arbeiten dürfen. Obgleich in Zuchthäusern und Gefängnissen gewiß eine Auslese von Leuten sitzt, welche die Arbeit als Uebel zu betrachten geneigt ist, so sind doch auch hier diejenigen, welche gar nicht arbeiten wollen, die Ausnahme. Die Arbeit, sogar wenn sie gar keine weiteren Vorteile mit sich bringt, wird als eine Vergünstigung, etwas Angenehmes empfunden. — Der Schreiber dies erinnert sich immer noch mit Schauern an seinen Typhus, während dessen alle andern Unannehmlichkeiten zusammen gar nicht in Betracht kamen gegenüber dem Mangel an Arbeit. Der Tag, an dem ich wieder etwas arbeiten durfte, brachte mir eine Erlösung.

Das zeigt sich bei unserer Klasse überall: Die Faulenzer sind die Abnormen, nicht die Arbeiter. Auf die Verhältnisse bei andern Rassen will ich nicht eingehen, es bestehen aber gewiß nur relative Unterschiede bei den Rassen; es wird niemand einfallen, den Lazzarone als den Normaltypus des Italieners aufzufassen.

Das Krankhafte der Faulheit könnte man übrigens ohne Beobachtung mit Sicherheit theoretisch ableiten: Die Arbeit erhält, die Faulheit vernichtet das Geschlecht. Daran erkennt man das Normale, das Ge-

funde, daß es bestehen bleibt. Was sich erhält, ist normal, was dem Untergang geweiht ist, muß als abnorm, krankhaft, angesehen werden.

Die direkte Beobachtung der nicht arbeitenden Elemente zeigt das Gleiche. Die Faulenzer und Landstreicher sind, wenn nicht geradezu im engeren Sinn geisteskrank, doch auch sonst nachweisbar abnorme Leute. Man findet bei ihnen immer noch andere, geradezu krankhafte Eigenschaften. Viel mehr als man glaubt, sind sie direkt geisteskrank.

Man sage nicht, es sei das das Bestreben jedes Menschen, Rentier zu werden und sich zur Ruhe zu setzen! Bei uns tun es die Wenigsten, die es könnten. Und da, wo dieser Trieb in größerem Maße auftritt, wie z. B. in Frankreich, ist er entschieden krankhaft. Die französische Nation geht zurück und erhält ihren Bestand nur noch durch Einwanderung.

Wie bei einem ganzen Volke, zeigt sich auch beim einzelnen Menschen, die Notwendigkeit der Arbeit, wenn er gesund bleiben will. Der Mensch, der irgendwie durch die Verhältnisse gezwungen ist, untätig zu bleiben, versimpelt meist. Bloß sehr starke geistige Anregung kann ihn etwa davor bewahren. Man denke z. B. an die Amputirten in den Spitalern, an das Schicksal vieler, die sich als Rentier zur Ruhe gesetzt haben.

Und eine viel größere Zahl von Nervenkrankheiten, als man sich gewöhnlich vorstellt, kommt vom Nichtarbeiten. Verschaffe man unsern nervösen Frauenzimmern eine Arbeit und ein Interesse und man wird Tausende von ihnen gesund machen. Der Mangel an rechter Tätigkeit, der ihnen durch die einfältigen Sitten höherer Kreise aufgezwungen wird, macht sie krank. Deshalb verlangen die Nervenärzte jetzt überall nach Arbeitsheilstätten.

Der Müßigang ist aller Laster Anfang, sagt ein altes Sprichwort. Das heißt: er ist eine moralische Krankheit. Er ist dem Menschen schädlich, er ist also etwas Abnormes. Der Arbeitstrieb ist ihm notwendig; etwas Notwendiges kann niemals krankhaft sein.

So ist Boyd mit seiner Grundfassung von der Arbeit gewiß im Unrecht. Auch seine einzelnen Behauptungen ließen sich leicht widerlegen. Wenn er z. B. sagt: „Schreiben ist nicht so leicht und angenehm, als das Nichtschreiben, so kennt er den schönen Spruch nicht: *La plus terrible des démangeaisons, c'est la démangeaison d'écrire*. Er weiß auch nicht, daß schon die Alten für bestimmte Fälle gesagt haben, es sei schwer eine Satire nicht zu schreiben, und trotzdem der Verfasser dieser Zeilen seine Zeit zu solcher Allotria zusammenstehlen muß — er schreibt jetzt im Bett auf Rechnung seines Schlafes — macht es ihm doch Vergnügen zu schreiben. Daß es anderen Leuten auch so geht, sieht man

daraus, daß die meisten ausführlicher werden, als sie beabsichtigen. Die wenigsten Schriftsteller können sich so weit beherrschen, daß sie nicht im Verlaufe ihrer Arbeiten ihre Bücher größer werden lassen, als sie es ursprünglich im Sinne hatten.

Eine ähnliche „Arbeit“ wie das Schreiben ist auch das Reden, ich meine das öffentliche Reden. Es kostet viel Mühe, eine Rede vorzubereiten und sie zu halten. Und dennoch: wie schwer ist es oft, eine Rede nicht zu halten und wie viel schwerer, zur rechten Zeit aufzuhören. Gewiß, es ist oft geradezu umgekehrt, als wie Boyd meint. Es ist viel angenehmer zu reden und zu schreiben als nicht zu reden und nicht zu schreiben.

Nur wenn Boyd das schriftstellerische Schaffen des Durchschnittsmenschen ein mühseliges nennt, so möchte ich ihm Recht geben. Warum soll der Durchschnittsmensch aber schriftstellern? Höchstens dann kann man es ihm verzeihen, wenn er eine Freude hat — und seinen Mitmenschen täte er auch dann noch einen Gefallen, wenn er auf diese Freude verzichtete. Trotz dieser Erkenntnis gehöre ich zu denen, die nicht verzichten wollen; die Arbeit ist zu schön.

Fassen wir zusammen: der Trieb zur Arbeit ist das Normale, das Gesunde, und als Solches im Großen und Ganzen mit Lustgefühlen verbunden. Als ein Uebel empfunden wird nur das Zuviel der Arbeit, das ja schädlich ist, ferner die Arbeit, der die Früchte geraubt werden, und die einseitige Arbeit, welche die Übung der menschlichen Fähigkeiten verkümmern läßt. Sonst aber: Ohne Arbeit keine Gesundheit. Ohne Arbeit keine wahre Lust.

Lieber als dem englischen Schriftsteller, glauben wir da unserem Gottfried Keller, der uns die kräftigen Worte zugerufen:

Arbeit ist das wärmste Hemde,
Frischer Duell im Wüstenland,
Stab und Zelt in weiter Fremde,
Und das beste Vaterland.
In steter Bewegung ernährt sich die Kraft,
Die Ruh liegt im Herzen dem Manne, der schafft!

Der Wirtin Töchterlein.

(Zu dem gleichnamigen Bilde auf Seite 304/5.)

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin dakehrten sie ein:

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie ihr schönes Töchterlein?“